

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 28 (1952-1953)
Heft: 5

Artikel: Die Fäuste des roten China würgten mich : ein Augenzeugenbericht
Autor: Suter, Harry
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070826>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



**Ein Augenzeugenbericht
von Harry Suter**

Dieses erregende Dokument von der Machtübernahme der roten Truppen in Schanghai stammt von einem Schweizer, der dort geboren wurde, aufwuchs und als Ingenieur tätig war. Es gibt zum

erstenmal ein anschauliches Bild, wie sich die Schreckensherrschaft des roten China im einzelnen auswirkt und von den entsetzlichen Leiden, welchen das chinesische Volk ausgesetzt ist.

AUF ihrem Vormarsch nach Osten erreichten die chinesischen Kommunisten im Herbst 1949 Schanghai, die Stadt, in der ich geboren worden bin und wo ich den größten Teil meines Lebens verbracht habe.

Es waren nur ein paar wenige Gruppen von Nationalisten, welche die Stadt verteidigten,

und auch diese wenigen waren von Verrätern durchsetzt.

Meine Frau und ich wohnten in einem Haus, in dem einige Dutzend Soldaten Tschiangkai-scheks zum Widerstand gegen die Roten entschlossen schienen. Kaum waren aber die Angreifer in unmittelbarer Nähe, zogen fast die



H. Gruber

Hälfte der Soldaten die Mütze ab, stülpten sie um und setzten sie wieder auf: Es war eine Kommunistenmütze geworden, und die kleine Schar ausharrender Nationalisten sah sich in der Folge gleich von zwei Seiten in die Zange genommen, von den anstürmenden Kommunisten und den neuentstandenen.

Schanghai wurde von den Söldlingen Stalins nicht in direktem Angriff genommen, sondern von innen heraus, durch die Fünfte Kolonne, zu Fall gebracht. Als die kommunistischen Truppen einmarschierten, waren die Dinge schon so weit gediehen, daß nur noch einige verlorene Schüsse zwischen den Häusern widerhallten.

Die Roten begannen ihre Wühlarbeit mit der Organisation von Streiks. Kommunistische Gewerkschaftsführer gaben Streikparolen aus. Wer sich widersetzte, wurde überschrien. Die Produktion stockte, und die allgemeine Unzufriedenheit wuchs.

Den Streiks folgten die Sabotageakte: Das erste Beispiel kommunistischer Sabotage, das ich persönlich aufdeckte, bestand darin, daß ein Unbekannter fein zermahlene Schlacke in die Schmierölbehälter unserer Turbinen schüttete. Gleichzeitig kamen böswillige Beschädigungen am Rollmaterial vor. Ich arbeitete in jenen Monaten als Elektroingenieur für die unter englischer Betriebsleitung stehende Schanghai-Tramgesellschaft und bemerkte täglich mutwillig abgerissene Armlehnen, zer-

schlagene Fensterscheiben und abgebogene Handgriffe.

Außerdem ging eine Inflationswoge über Schanghai hinweg, von der man sich kaum eine Vorstellung machen kann: Der Wochenlohn, den man morgens zehn Uhr erhielt, war um halb zwölf Uhr nur noch die Hälfte wert. Die Preise jener Güter, die überhaupt noch zu bekommen waren, stiegen ins Astronomische, und die Verzweiflung unter der Bevölkerung wuchs von Tag zu Tag. Dies war der Boden, auf den die Saat der kommunistischen Agitatoren fiel.

Unter allen möglichen Tarnungen waren kommunistische Gruppen in der Stadt tätig; es gab da sogenannte Wohltätigkeitsklubs, Arbeiterbildungsgruppen, Sportvereine usw. Täglich trugen organisierte Gruppen riesige Transparente durch die Stadt, auf denen die Amerikaner aufgefordert wurden, Schanghai zu verlassen, oder andere, auf denen im Falle einer kommunistischen Machtübernahme allen Anhängern des Tschiangkaischek-Regimes Amnestie versprochen wurde.

Eine schlimme Rolle spielten die kommunistischen Studenten. Da sie alle außer der chinesischen auch die englische Sprache beherrschten, wurden sie häufig als Übersetzer beigezogen und drangen auf diese Weise sogar in die in China stationierte amerikanische Militärmission ein. Kurz vor der Machtübernahme ließen sie dann die Maske fallen und benützten ihre Stellung dazu, Verwirrung zu stiften, wo immer sie konnten.

Dem Großteil der Bevölkerung ging es so schlecht, daß nicht viel zu verlieren war. Die Bitten um Geldmittel, welche der nationalistische General, der Schanghai verteidigte, an alle jene richtete, die noch etwas besaßen, waren nichts anderes als Erpressungen. Das Geld, das für die Aufrüstung der Armee bestimmt war, floß in die Tasche des Generals. Seinen Soldaten aber fehlten die Patronen, welche die Rote Flut hätten aufhalten sollen. Und täglich sah man, wie die besten Truppen Befehl erhielten, der Stadt den Rücken zu kehren. Ich war nicht der einzige, dem diese Vorgänge beinahe das Herz brachen.

Die Grundstimmung, welche in jenen Wochen in Schanghai herrschte, aber war: Schlimmer kann es nicht mehr werden, und vielleicht wird es tatsächlich besser, wenn die Kommunisten am Ruder sind.

Ich selbst durfte von den Roten nichts Gutes erwarten. Jahrelang hatte ich im Auftrage der

Regierung Tschiangkaischeks Piloten ausgebildet, und ich stand im Rufe, die Kommunisten nicht zu lieben.

Ich bin Schweizer, aber ich sehe mein Heimatland diesen Winter zum erstenmal. Geboren wurde ich 1906 in Schanghai, wo mein Vater Assistent des Stadtbaumeisters war. Die Primarschule besuchte ich in Indien, die Sekundarschule in Schanghai. Ich wuchs dreisprachig auf, mit Chinesisch, Indisch und Englisch.

Nach Schulaustritt erlernte ich in Schanghai den Beruf eines Telefonmonteurs, reiste dann nach England, um im Birmingham Technicum das Diplom eines Elektrotechnikers zu erwerben. Die Firma, in deren Dienst ich nachher trat, die «General Electric Company of England», sandte mich nach China, um dort in ihrem Auftrage verschiedene Radio- und Telefonsysteme aufzubauen. Ich richtete das Alarmsystem der chinesischen Küstenwache ein und organisierte die hauseigene Telefonanlage der chinesischen Banken.

Später trat ich in den Dienst einer Flugzeugfabrik ein und überwachte den Einbau der elektrischen Installationen in die Maschinen. Von dieser Tätigkeit weg rief mich die Bitte des amerikanischen Generals Shennault um Mitarbeit beim Aufbau der chinesischen Luftwaffe. Meine Fabrik ließ mich, nachdem Generalissimus Tschiangkaischek sich persönlich eingesetzt hatte, an die chinesische Regierung. Ich bekleidete den Posten eines Piloteninstructors und übernahm hauptsächlich die Funkausbildung der angehenden Flieger.

Die Chinesen erwiesen sich als außerordentlich anstellige Pilotenschüler. Die besten Erfahrungen machte ich mit den 15- bis 18jährigen Knaben. Innerhalb von sechs Monaten hatten wir aus diesen Halbwüchsigen völlig ausgebildete Piloten gemacht. Die Ausbildung der Flugfunke nahm 120 Tage in Anspruch. Nach dieser Zeit waren sie imstande, 25 Worte in der Minute zu senden und zu empfangen, und konnten leichtere Reparaturen an den Geräten selbst vornehmen.

Dabei hatten wir in unserm Trainingsprogramm mit unvorstellbaren äußern Schwierigkeiten zu kämpfen. Es fehlte an Reparaturwerkstätten: Unsere Flugzeuge standen in großen, aus Bambusrohren hergestellten hangarähnlichen Gebäuden. Es fehlte an Personal: Ich unterrichtete eine Klasse von 150 Schülern. Es fehlte an Ersatzteilen: Häufig waren wir

gezwungen, eine Maschine «auszubeineln», das heißt zu demontieren, um Ersatzteile für zwei oder drei andere Maschinen zu erhalten. Und es fehlte nicht zuletzt an Wörtern und Bezeichnungen: Für sehr viele Fachausdrücke des Flug- und Radiowesens standen uns keine chinesischen Bezeichnungen zur Verfügung, und wir mußten entweder solche erfinden oder sie aus dem Englischen übernehmen. Ich schrieb selbst ein chinesisches technisches Wörterbuch für angehende Funker. So kam es, daß ich, dessen Großvater im Kanton Bern hinterm Pflug gegangen war, die jahrtausendealte chinesische Sprache um ein gutes Doppeldutzend neuer Ausdrücke bereicherte.

Die Überlegenheit der europäischen Piloten gegenüber den chinesischen liegt darin, daß die Chinesen weniger selbständig sind. Geraten sie führerlos in eine unvorhergesehene Lage, so sind sie in der Regel verloren; sie wissen sich nicht mehr zu helfen. Außerdem fehlt ihnen jeder Sinn für die Pflege und den Unterhalt ihrer Maschinen. Sie gehen mit den teuersten Apparaturen um wie Vierjährige mit einem Spielzeugauto.

In einer Beziehung aber sind die chinesischen Flieger jedem Europäer oder Amerikaner voraus: Sie überleben die gefährlichsten Stürze. Ich konnte etliche Male beobachten, wie die gestürzte Maschine eines chinesischen Piloten auseinanderbarst wie Anfeuerungsspäne. Jeder Europäer wäre in einem solchen Sturz ums Leben gekommen. Der chinesische Pilot aber klettert aus dem Trümmerhaufen und rennt weg. Ich weiß nicht, wie er es macht. Wahrscheinlich haben die Chinesen eine Behendigkeit und Geschmeidigkeit bewahrt, die uns verlorengegangen ist.

Trompetengold

Die kommunistischen Soldaten, die in Schanghai eingezogen waren, erinnerten in der allerersten Zeit an die Pfadfinder, die sich geloben, jeden Tag eine gute Tat zu tun. Sie halfen einer alten Frau einen Wagen ziehen oder waren einem Greise behilflich, der die Straße überqueren wollte.

Es handelte sich bei diesen Truppen um Mustersoldaten, und ihr Verhalten war, einem strengen Befehle gemäß, vorbildlich. Sie gaben höflich Auskunft, wenn man sie etwas fragte, sagten «bitte», wenn sie etwas wollten, und «danke», wenn sie es erhielten.

Doch diese Ritterlichkeit überdauerte die ersten paar Wochen, welche der Machtübernahme unmittelbar folgten, nicht. Sie war nur Trompetengold. Schon nach zwei Monaten begann sie abzublättern, und nach einem Jahr waren die einst so höflichen kommunistischen Eroberer nicht mehr zu erkennen.

Als sie einmarschierten, trugen die kommunistischen Funktionäre billige blaue Uniformen und eine rote Mütze. Sie unterschieden sich kaum von der Bevölkerung. Ein Jahr später waren sie in teure, maßgeschnittene Uniformen gekleidet, fuhren in Buick-Automobilen, und ihre Wohnungen zierte aller Komfort der entarteten westlichen Demokratien.

Die Kommunisten sind übrigens auch die einzigen, welche heute in China gut essen. Obgleich die Löhne im allgemeinen nicht niedrig sind, getraut sich niemand, irgendwelche extravaganten Nahrungsmittel zu kaufen, weil er fürchtet, als Kapitalist angesehen zu werden oder gar in den Ruf zu kommen, das Geld auf unrechte Weise erworben zu haben.

Sah ein kommunistischer Soldat in den Tagen nach dem Einmarsch einen Kuli, der in seinem Penny-Cab (dem zweirädrigen Wagen, der als eine Art Taxi dient) mehrere Personen ziehen mußte, so hieß er die überzähligen Passagiere höflich, aber bestimmt aussteigen. Es gehe gegen die Menschenwürde eines Chinesen, sagte er, eine ganze Gruppe anderer Leute wie ein Pferd durch die Straßen schleppen zu müssen. Heute kümmert sich keiner der Kommunisten mehr um das Schicksal eines armen Wagenziehers.

Es ist ein weiter Weg von der Hilfsbereitschaft der freundlich lächelnden Truppen der ersten Tage zu den haßerfüllten Schreckensszenen mancher Nächte, in denen Tausende von Chinesen von den neuen Machthabern mit Maschinengewehren niedergemacht wurden.

Die Kommunisten legten diesen Weg Schritt um Schritt zurück.

Zuerst wurden die wichtigsten Posten in den Gewerkschaften übernommen. Das ging mühe-los, denn die Roten waren längst in die leitenden Stellen dieser Organisationen eingefiltri-ert.

Dann wurden alle Chinesen aufgefordert, sich registrieren zu lassen. Sie hatten auf den Ämtern zu erscheinen und mußten dort einen ganzen Wald von Fragebogen ausfüllen. Die Aufforderung zur Registratur erschien in der Zeitung «Peoples Daily» und in ihrer chine-

sischen Entsprechung. Eines von diesen beiden Blättern hatte jedermann täglich zu kaufen.

Alle Ausländer wurden völlig unbehelligt gelassen.

Nach einem halben Jahr ging die erste große Verhaftungswelle über Schanghai hinweg. In einer einzigen Nacht wurden in der viereinhalb Millionen Einwohner zählenden Stadt 300 000 Verhaftungen vorgenommen. Es befanden sich keine Ausländer darunter.

Nur wenige der Verhafteten sahen ihre Angehörigen wieder. Tausende wurden ohne Gerichtsverfahren an die Wand gestellt und mit Maschinengewehren erschossen. Diese Massaker geschahen in aller Öffentlichkeit. Das Radio und die Zeitungen gaben die Örtlichkeiten bekannt, wo die Hinrichtungen vollzogen wurden, und zu Tausenden strömten die Schaulustigen herbei. Wer nicht den Tod fand, wurde in Sklavenlager transportiert, welche sich auf dem Lande befanden und der «landwirtschaftlichen Erschließung» Chinas dienten.

Doch auch die Ausländer blieben nicht mehr lange verschont. Jeder ausländische Geschäftsinhaber mußte einen genauen Bericht über seine Geschäftsführung abliefern. Dieser wurde dann mit den Angaben verglichen, welche man sich durch die Bestechung von Arbeitern verschaffte, sowie mit den Informationen, welche die inzwischen übernommenen Banken lieferten.

Wollte ein Ausländer sein Geschäft unter diesen Bedingungen lieber schließen, so wurden derart hohe Nachzahlungen für die zu entlassenden Angestellten verlangt, daß der Geschäftsinhaber sich bei der Liquidation ruiniert hätte. Die Roten verschmähten kein Mittel, um chinesische oder ausländische Geschäftsleute, die sich dem System nicht unterwarfen, unschädlich zu machen. Der folgende Fall, der von einem meiner Freunde handelt, geht als Beispiel für tausend andere.

So stiehlt man einem Unternehmer seine Fabrik

Die Kommunisten traten mit dem Anspruch auf, die korrupte Verwaltung durch saubere Ordnung ersetzen zu wollen. Es ist wahr: Die chinesischen Kommunisten haben in der Regel nicht gestohlen. Aber ihre Methode war hundertmal grausamer und gemeiner als Stehlen.

Einer meiner chinesischen Freunde, namens Chiang, war ein hochintelligenter, technisch

sehr begabter Ingenieur. Er besaß beim Einmarsch der Kommunisten in Nordchina eine Fabrik zur Herstellung von Ventilanlagen für Dampfheizungen. Seine Erzeugnisse galten in ganz China mit Recht als führend. Er bekam darum auch von der kommunistischen Regierung Staatsaufträge. Die staatlichen Stellen wiesen ihm die besondere Art Edelstahl zu, welche er für die Herstellung seiner Produkte benötigte. Mit größter Sorgfalt stellte er die gewünschten Anlagen her, lieferte sie ab und übernahm neue Aufträge.

Anderthalb Jahre später kam die Vorladung. Die erste Anklage lautete: «Sie haben die Regierung betrogen. Die gelieferten Ventilanlagen sind schlecht konstruiert, und Sie haben billige Materialien dazu verwendet. Ihr Prokurist hat gestanden. Geben Sie es zu!» Mein Freund hatte nichts zuzugeben. Er hatte die Pläne von der kommunistischen Amtsstelle prüfen und genehmigen lassen, und er besaß ein Schreiben eines staatlichen Unternehmens, wo seine Ventile seit einem Jahre in Betrieb waren. Der kommunistische Leiter dieses Unternehmens bestätigte ihm darin, daß seine Produkte sich ausgezeichnet bewährt hätten. Wörtlich hieß es: «... sie übertreffen sogar die in Rußland bezogenen Anlagen.» Dieser Satz war es, der die erste Anklage zusammenbrechen ließ.

Doch ein Opfer, das die Rote Schlange einmal erfaßt hat, befreit sich nicht so leicht aus der tödlichen Umklammerung. Die zweite Anklage lautete: «Sie haben den Beamten, der die Aufträge vergeben konnte, bestochen. Er hat bereits gestanden. Gestehen auch Sie!»

Mein Freund hatte auch da ein gutes Gewissen, denn er hatte den betreffenden Beamten nie gesehen. Er bestritt die Anklage.

«Aber Ihr Prokurist hat ja gestanden!»

«Dann hat mein Prokurist gelogen.»

Selbst der gerechteste Arbeitgeber hat Arbeiter, die ihn hassen, weil er für sie den Zwang verkörpert, unter dem ihr Alltag steht. Solche Typen waren es, die bei den folgenden Geständnispressungsszenen beigezogen wurden.

Die Verhöre fanden im kommunistischen Parteilokal statt. Am oberen und untern Ende des Tisches nahmen Gruppen von Kommunisten Platz, der Angeklagte saß in der Mitte einer Reihe von acht bis zehn leeren Stühlen.

Mein Freund konnte ohne Brille nicht lesen. Man legte ihm eine Geständniserklärung zur Unterschrift vor und nahm ihm gleichzeitig die

Brille weg. Alser erklärte, nichts unterschreiben zu können, was er nicht zu lesen imstande sei, setzten ihm die Arbeiter mit Fäusten und Fußtritten zu. Während sie ihm die Arme festhielten, packte einer seinen Kopf und schlug ihn mehrmals gegen die Tischplatte. «Gesteh, du Hund!»

Das letzte Verhör dauerte dreißig Stunden. Die Richter und Folterknechte lösten sich gegenseitig ab, dem Opfer aber gönnte man keine Sekunde Zeit, um aufzuatmen. Doch die Hoffnung, ihm dadurch ein Geständnis abtrotzen zu können, erwies sich als falsch. Mein Freund ist standhaft geblieben.

Trotzdem legte ihm die Regierung eine derart hohe Buße auf, daß er sie nicht bezahlen konnte. Der Staat übernahm als Zahlung die Fabrik. Mein Freund stand auf der Straße, ein Bettler wie Millionen andere. Ein Jahr verstrich. Da kam eine neue Vorladung. Diesmal empfingen die Kommunisten ihn mit ausgesuchter Höflichkeit. Ob er nicht gewillt wäre, fragten sie ihn, die Leitung seiner Fabrik unter kommunistischer Kontrolle wieder zu übernehmen.

Mein Freund antwortete einen einzigen Satz, drehte sich um und verließ das Büro. Man kann die chinesischen Worte, die er sagte, nur schwer ins Deutsche übertragen. Am ehesten entspräche ihnen noch die Wendung: «Ihr könnt mir am . . ., und das könnt Ihr mir.»

Heute befindet sich der Mann, falls sie ihn überhaupt am Leben gelassen haben, in einem Gefängnis oder in einem Arbeitslager.

Durch das traurige Ende der Geschichte blinkt ein Hoffnungsschimmer. Rotchinas Wirtschaft ist um einen begabten Wirtschaftsführer ärmer, und genau auf die gleiche Weise, wie es sich der Arbeitskraft meines chinesischen Freundes beraubte, beraubte und beraubt es sich der Arbeitskraft unzähliger weiterer führender Köpfe. Alle diese Männer fallen für die Kommunisten aus, wenn es einst zur Auseinandersetzung mit Tschiangkaischek oder dem Westen kommt. Ich glaube, daß die Kommunisten in China sich auf diese Weise selbst ihr Grab schaufeln.

Selbstmordwelle über Schanghai

«China hat 550 Millionen Einwohner», sagte einer der höchsten Kommunistenführer des Landes an einer politischen Versammlung.

«Das sind 200 Millionen mehr, als wir brauchen können. Wir werden nicht ruhen, bis diese 200 Millionen vernichtet sind. Aber keinen werden wir beseitigen, ohne daß er zuerst seinem Vaterlande irgend etwas genützt hat.»

Diese Worte sind so ungeheuerlich, daß ich mich sträuben würde, an ihre Echtheit zu glauben, hätte sie nicht ein sehr vertrauenswürdiger Bekannter mit seinen eigenen Ohren gehört.

Die kommunistischen Henker taten ihr Bestes, der Aufforderung Folge zu leisten. Und viele Chinesen halfen nach, indem sie selbst Hand an sich legten.

Es gab Monate, in denen in Schanghai wöchentlich 50 bis 500 Chinesen ihrem Leben ein Ende machten. Unter ihnen befanden sich viele meiner Bekannten. Die schlimmste Zeit war der April 1951.

Diese Selbstmordwelle hatte verschiedene Ursachen. Sie begann damit, daß einige hohe kommunistische Beamte bei der Erteilung von Aufträgen Schmiergelder verlangt hatten. Im Netze hängen blieben dann aber nicht die schuldigen Beamten, sondern die Geschäftsleute.

Damit die Regierung schuldlos dastand, bezog sie die kommunistischen Gewerkschaften, die Untersuchung durchzuführen. Es bildeten sich Gerichtsausschüsse, welche die Unternehmer vorluden und keine Mittel verabscheuten, um Geständnisse zu erpressen. Jede Gewerkschaft, die einen Unternehmer dazu brachte, die Anklage anzuerkennen, erhielt eine Geldprämie. Im Zusammenhang mit diesen Anklagen legte man dem Geschäftsinhaber so hohe Bußen auf, daß er sie nicht bezahlen konnte und sein Geschäft an die Regierung verlor.

Geschäftsinhaber, die aus irgendeinem Grunde auf diese Weise nicht erledigt werden konnten, wurden beschuldigt, Steuern hinterzogen zu haben. Brachten sie darauf die Steuerquittungen des vorangehenden Jahres herbei, so erklärten die Kommunisten dieselben für gefälscht oder sie behaupteten, eine solch niedrige Einschätzung sei nur auf Grund von Schmiergeldern möglich gewesen. Die Bußen, Nachsteuern, die damit verbunden waren, ruinierten jeden einzelnen der Betroffenen.

Manche der angeklagten höhern Angestellten ertrugen die Nerventortur der zwanzig- bis dreißigstündigen ununterbrochenen Geständnis-erpressungsverhöre nicht und schieden, bevor

sie zum zweitenmal aufgeboten wurden, freiwillig aus dem Leben.

Ein Mann, von dem wir wußten, daß die Kommunisten ihn quälten, war Georg Kung, der Leiter des Telefonunternehmens, für welches meine Frau arbeitete. Ihm legte man im Verhör eine Art Blechmütze auf den Kopf, und die anwesenden Arbeiter schlugen ablösungsweise ununterbrochen Stunde um Stunde lang mit einem Stabe darauf, bis er die Anklage unterzeichnete. Die Schläge schmerzten zwar nicht, aber der ununterbrochene, in seinem Schädel widerhallende Lärm zerrüttete seine Nerven. Eine überdosierte Menge eines Asthmamittels ließ ihn freiwillig aus dem Leben scheiden und befreite ihn von seinen Quälern.

Er war einer von vielen. Mehrere meiner Bekannten erschossen sich. Von einem andern, der sich vergiftete, hieß es nachher, er sei an Tuberkulose gestorben. Es war ein Geschäftsmann, der gewußt hatte, daß die Kommunisten ihm höchstens das nackte Leben ließen, daß aber sein Lederwarengeschäft, das er in zäher fünf- unddreißigjähriger Arbeit aufgebaut hatte, auf alle Fälle verloren war.

Doch den Roten gilt das Menschenleben nichts. Wer wollte sich da noch wundern, daß man in Korea die chinesischen Freiwilligen zu Hunderttausenden niedermähen ließ.

Kleines Zwischenspiel

«Falls es noch etwas Wirkungsloseres, Schlechteres, ja geradezu Schädlicheres gibt als das den Chinesen von Amerika gelieferte Penicillin, so ist es das amerikanische Streptomycin», so verkündigten die chinesischen Zeitungen eines Tages in einem amtlichen Aufruf. Sie forderten die Bevölkerung auf, allfällige solche Heilmittel, die man noch besäße, der Regierung abzuliefern, damit diese «die schädliche Ware» zerstören könne.

Ich weiß nicht, wie groß die Menge der abgelieferten Heilmittel war. Aber daß man das Penicillin, das man einzog, nicht zerstörte, sondern an die Front in Korea sandte, daß es sich also um einen organisierten Betrug der Bevölkerung handelte, das weiß ich.

Alle Ärzte, mit denen ich darüber gesprochen habe, bestätigten mir diese Ansicht.

Ich fragte auch einen chinesischen Arzt, warum das einst so gelobte Penicillin auf einmal nichts mehr wert sein sollte. Er gab mir

keine Antwort. Es war ein Mann, der es vorzog, nicht wie Hunderte seiner Kollegen zwangsweise nach Korea gesandt zu werden. Aber er kniff mit einer so deutlichen und vielsagenden Geste ein Auge zu, daß ich sofort sah, wie deutlich er den faulen Zauber durchschaute.

Er gehörte übrigens noch der ältern Ärztegeneration an. Bei den jüngern Herren Doktoren könnte es vielleicht vorkommen, daß sie den Unsinn der Regierung glaubten. Denn die Kommunisten haben erklärt, das lange Medizinstudium sei nichts anderes als eine westliche Entartung. In der neu zu bauenden Welt, der kommunistischen, dürfe das gesamte Medizinstudium nicht länger als zweieinhalb bis drei Jahre dauern.

Das 5fache Lieben wird zum 5fachen Hassen

Die Ahnenverehrung und die Liebe zur Familie prägte das Wesen des chinesischen Menschen. Die fünf Lieben, nämlich die Liebe zum Vater, zur Mutter, zum Gatten, zum Kind und zu den Ahnen, gelten als höchstes Gesetz. Jahrtausendlang beruhte in China die Ordnung und Sicherheit von Handel und Wandel auf einem patriarchalischen System, das die Beamten des Staates nur im Notfalle beizog. In der Sippe begann, was leuchtete im chinesischen Vaterland.

Die Kommunisten tun alles, was in ihrer Macht steht, das fünffache Lieben in ein fünffaches Hassen umzuwandeln. Gegen nichts zweites kämpfen sie so leidenschaftlich und unerbittlich wie gegen den Familiensinn der Chinesen. Sie haben erkannt, daß starke Familienbande den kräftigsten Wall gegen die kommunistische Flut bilden, und sie gehen darum darauf aus, die chinesische Familie zu zerstören.

Ihr Kampf gleicht dem Vorgehen eines Dompteurs, der sein Tier nicht einen Augenblick lang zur Ruhe kommen läßt, sondern ihm stundenlang und tagelang unablässig Schlag auf Schlag versetzt, bis der Widerstand gebrochen ist.

Ich wohnte in Schanghai in einem großen Apartmenthouse, in dem, wie in allen andern Häusern, die Kommunisten eines der schönsten Zimmer beschlagnahmt und als Versammlungs- und Parteilokal eingerichtet hatten.

Auf dem gleichen Stockwerk wie wir lebte

der zwölfjährige Wong. Eines Tages erschienen zwei Beamte und hießen Wong ins Parteilokal hinunterkommen. Dort traf er, neben mehreren Kommunistenführern, noch drei weitere Knaben seines Alters, welche ebenfalls im Hause wohnten. Die vier Kinder bekamen Tinte und Feder und wurden aufgefordert, je einen Bericht über ihren Vater, über ihre Mutter, ihren Onkel und ihren Großvater zu schreiben.

Man legte ihnen die Fragen vor, die zu beantworten waren: «Bist du mit deinen Eltern zufrieden?» «Was machen sie falsch?» «Wer sind ihre Freunde?» «Wie oft kommen diese Freunde?» «Worüber sprechen sie mit den Freunden, wenn sie kommen?» «Welche Sender hören sie ab?» «Was sagen sie über die volksdemokratische Regierung?» «Was sagen sie über die Amerikaner?» Und so weiter.

Wong war vorsichtig. Seine Eltern hatten ihn gewarnt. Er zitterte innerlich, aber er wußte, was er schreiben durfte. Nach drei Stunden entließ man die Knaben.

Dies war der Auftakt. Am Abend fand eine große Versammlung statt. Alle Hausbewohner mußten daran teilnehmen. An den Wänden des Sitzungssaales hingen die Bilder der großen Kommunistenführer. Vorn auf der Plattform standen die Beamten der Partei.

Mitten in der Versammlung wurde Wong aufgerufen. Einer der Versammlungsleiter verliest den Bericht, den der Knabe am Nachmittag geschrieben hat. Und dann beginnt ein Kreuzverhör mit dem Zwölfjährigen, das mich noch in der Erinnerung die Fäuste ballen läßt. Von allen Seiten her schwirren die Fragen auf den Halbwüchsigen los: «Dein Neffe schrieb, sein Vater, dein Onkel, rede freundlich von den Amerikanern, du schreibst, er hasse sie. Du hast gelogen. Gib es zu!» «Und jene Freundin, die deine Mutter jeweils besucht, hat gestanden, daß sie mit ihr hin und wieder über die Regierung spreche. Warum hast du uns das verschwiegen? Willst du mit den Behörden deines Vaterlandes nicht zusammenarbeiten? Willst du uns belügen?» In diesem Stile geht es weiter, eine, zwei Stunden lang.

Den Verhören folgen die Examen. Die Erwachsenen sowohl wie die Jugendlichen müssen zwischen zwei Meetings das Buch eines Kommunistenführers, das zu kaufen sie verpflichtet sind, lesen. Darüber wird nun geprüft. Wer nicht Bescheid weiß, wird nicht nur öffentlich

bloßgestellt, sondern muß damit rechnen, daß er von nun an keine ruhige Stunde mehr haben wird.

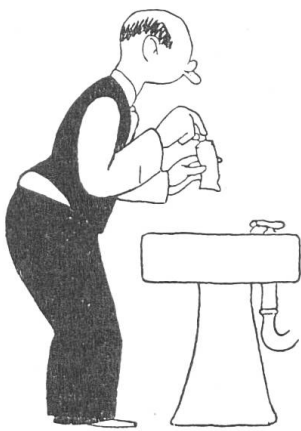
Die Versammlungen dauern manchmal bis zwei Uhr oder drei Uhr morgens. Ein hoher russischer Offizier, der an einer solchen Zusammenkunft teilnahm, äußerte sich einem meiner Bekannten gegenüber nachher: «Der

chinesische Kommunismus hat es schon nach ein paar Jahren weitergebracht, als die Russen es je bringen werden.»

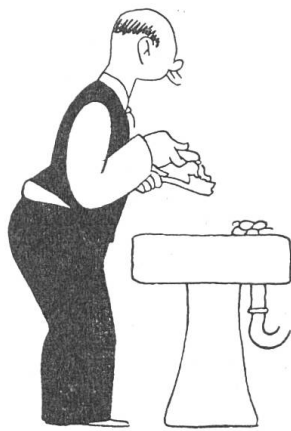
Einer hat es doch gewagt

Ich besaß einen Hund. Nachdem die Kommunisten die Herrschaft übernommen hatten,

Der kleine Familienfilm



Schraubt sorgfältig den Verschuß der Zahntube los.



Streicht behutsam die Zahnpaste auf die Bürste.



Sucht die Versluhhle, um die Tube zu schließen. Findet, daß sie verschwunden ist.



Entdeckt sie in der hintersten Ecke unter der Röhre.



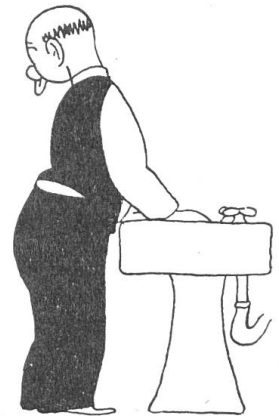
Fischt den Verschuß hervor und schlägt sich beim Aufrichten kräftig den Kopf an.



Findet, daß inzwischen der Verschuß wieder verschwunden ist. Stellt neue Nachforschungen an.



Spürt diesen schließlich hinter der Seifenschale auf. Schließt die Tube und legt sie in die Hausapotheke.



Stellt fest, daß während seiner Umtriebe die Zahnbürste auf den Boden gefallen ist. Reinigt diese und beginnt noch einmal von vorne.

mußte er eingetragen werden. Ich bekam eine Vorladung auf die Kanzlei meines Wohnkreises, damit ich dort zur Anmeldung des Hundes ein Formular abhole. Zu Hause füllte ich es aus. Es enthielt gegen hundert Fragen, die ich nach bestem Wissen beantwortete. Nicht alle handelten vom Hund, viele handelten von mir, dem Meister. Eine Frage zum Beispiel lautete, was ich, falls der Hund ein Jagdhund sei und mich auf der Jagd begleite, mit den Hülsen der verschossenen Patronen tue.

Als ich den Fragebogen zurückbrachte, studierte der Beamte ihn sehr eingehend. Dann fragte er: «Haben Sie eine Photographie Ihres Hundes?» Zu illig trug ich eine auf mir und zeigte sie ihm. «Ah», sagte er, «das ist ja ein importierter Hund.» «Nein, er ist in China geboren.» «Dann sind aber die Eltern importiert.» Er nahm einen Rotstift und schrieb quer über den Fragebogen: «Not Chinese» (Nicht chinesisches).

Auch daß der Hund auf den englischen Namen «Chuck» hörte, gefiel dem Manne gar nicht.

Der Anmeldung folgte die Kontrolle. Ein kommunistischer Beamter begab sich in unsere Wohnung, um die Angaben, die ich von meinem Hund gemacht hatte, nachzukontrollieren. Meine Frau war allein zu Hause. Da geschah etwas Entsetzliches. Was ich mir stets nur zu tun gewünscht, wagte mein Hund auszuführen: Er biß den kommunistischen Beamten, der ihn streicheln wollte, in die Hand.

Sobald ich den Fuß über die Schwelle meines Hauses setzte, berichtete mir meine Frau, was vorgefallen war. Schweren Herzens ging ich auf das Büro des Hundekontrolleurs, um zu retten, was zu retten war.

Der Beamte saß am Pult. Als ich mich für meinen Hund entschuldigte, blätterte er mit blutender Hand in einer Gesetzsammlung. Dann nickte er mir zu und sagte: «Sie sind im Recht. Ihr Hund ist innerhalb der Wohnung nicht verpflichtet, einen Maulkorb zu tragen. Und wir haben hier auch eine Bestimmung, die festlegt, daß Ihr Hund das Recht hat, einen Fremden, der sich ihm innerhalb eines Hauses nähert, zu beißen.»

Die Episode ist nicht nur lustig. Sie ist auch typisch, denn sie zeigt die Buchstabenrechtlichkeit, an die sich die kommunistischen Stellen halten, inmitten des scheußlichen Blutbades, das ihr haßzerfressender Klassenkampf anrichtete.

Das Netz über dir

Die Auskünfte, welche die Kommunisten auf diese Weise erlangen, werden einverwoben in das Spionagenetz, das den Handel und Wandel jedes einzelnen Menschen überschattet. Jeder Bürger bedeutet für die Regierung eine feindliche Macht, die ständig überwacht und kontrolliert werden muß. Das Dossier, das die roten Machthaber über jeden Erwachsenen führen, wird von Woche zu Woche dicker.

Es enthält Angaben, von denen man sich nur schwer vorstellen kann, warum sie für die Kommunisten von Wert sein sollten. In meinem Fall zum Beispiel enthielt es nicht nur eine Liste meiner sämtlichen Bekannten, nicht nur ein Verzeichnis aller Geschäfte, in denen ich einkaufte, sondern auch eine lückenlose Aufstellung meiner sämtlichen Grammophonplatten. Bei einem Verhör wurde von mir verlangt, anzugeben und eidlich zu bekräftigen, welche Musikinstrumente ich besitze oder zu spielen imstande sei.

Daneben wuchsen in meinem Dossier, genau wie in allen andern, die Abschriften von Protokollen, die in irgendeinem Zusammenhang mit mir, meinen Verwandten oder meiner Firma standen, zu dicken Bündeln an.

Kiloweise türmen sich bei jeder Einvernahme die Aktenbündel vor den kommunistischen Häschern, während vor dem Einvernommenen stets nichts als ein einziges dünnes, schneeweißes Blatt liegt, das dazu dient, der ewig sich wiederholenden Forderung: «Geben Sie an, wer . . . und unterschreiben Sie!», Genüge zu tun.

Die Kommunisten gehen auf diese Weise vor, weil sie hoffen, in dem fast undurchdringlichen Lianengewirr von gegenseitigen Anschuldigungen, Verteidigungen, Rechtfertigungen und Denunziationen Widersprüche zu finden. Auf solche Widersprüche im Dossier eines Einzelnen machen die roten Agenten eine ebenso leidenschaftliche Jagd wie eine Koppel alter Jagdhunde auf einen Fuchs. Denn diese Unstimmigkeiten sind die Fußangeln, mit

Foto: W. Läubl

Im Bauernhaus

deren Hilfe man die Leute, die einem nicht passen, in die Gewalt bekommen kann.

Haben die Kommunisten eine solche Fußangel gefunden, so mag das Opfer zappeln und sich winden, wie es will, es bleibt in den Klauen seiner Feinde. Das Netz, das über ihm schwebte, fällt, gleich dem Maschengewebe, das der römische Netzkämpfer über den Gladiatoren geworfen hat. Der Kämpfer verstrickt sich. Er kann nicht mehr enttrinnen. Man setzt ihm das Messer an die Kehle. Und in irgendeinem kommunistischen Amt hockt auch schon ein Nero, der das Daumenzeichen, das über Leben und Tod entscheidet, geben kann.

Die unangenehmste Sorte der leidenschaftlichen Kommunisten sind die Frauen, und von diesen die ganz jungen, die achtzehnjährigen.

Eine solche Gexnase war es, die vor anderthalb Jahren, als ich mich zum zweitenmal verheiratete, die Zeremonie vornahm. Ich war vierundvierzigjährig, meine Frau war nur wenig jünger, der Gof aber, der die Ziviltrauung ausführte, war vielleicht neunzehn. Dennoch fühlte er sich bemüßigt, uns eine Rede über Gefahren und Schönheiten des Ehelebens zu halten.

Als das Mädchen in den Schriften sah, daß ich Schweizer sei, fragte sie: «Hat Ihre Regierung das kommunistische China anerkannt?» Sie hatte. Aber ich antwortete: «Ich dünkte, das müssen Sie wissen, nicht ich.» Sie blätterte in einem Buch, fand aber nichts. «Es stand auch in der Zeitung», fügte ich bei. Worauf sie entgegnete: «Wir haben jetzt nicht Zeit, die Zeitung zu lesen, wir müssen das Buch studieren.» Das Buch war ein kommunistisches Brevier mit Aufsätzen von Marx, Lenin, Stalin, Thorez usw.

Als meine Frau auf einem andern Büro vorsprach, um ihre Legitimationskarte abändern zu lassen, saß wieder eine Vertreterin dieses jungen Gemüses hinter dem Schalter. «So, Sie behaupten also, verheiratet zu sein. Können Sie das beweisen?» Nachdem meine Frau die Schriften vorgelegt hatte, folgten die übrigen tausend Fragen. «Wer war Trauzeuge? Wie

lange vor der Hochzeit lernten Sie die Zeugen kennen? Wie heißen die Geschwister der Zeugen usw.? Und jetzt haben Sie sich also verheiratet? Warum? Einfach um den Schwierigkeiten aus dem Weg zu gehen, nicht! Wir kennen das. Also, geben Sie Ihre Karte her. Wir lassen Sie rufen, wenn die neue bereit ist.»

Etwa ein halbes Jahr später sprach ein kommunistischer Beamter wegen irgendeines Dokumentes bei uns zu Hause vor. Aus den Akten ging hervor, daß wir erst fünf Monate verheiratet waren. «Sind Sie glücklich verheiratet?» fragte er mich. Und als ich bejahte, erwiderte er: «Sehen Sie, daran ist die neue Regierung schuld. Sie macht alle Menschen glücklich.»

Ich versuche das Paradies zu verlassen

Die Geschichte meiner Rückkehr in die Schweiz begann mit einem halbfußlangen Stück eines elektrischen Kabels, das mir Oberst Teow, der Leiter des kommunistischen «Amtes für öffentliche Arbeiten», triumphierend unter die Nase hielt. «Hier ist der Beweis gegen Sie», sagte er, «schauen Sie sich dieses Kabel an. Ist es nicht in gutem Zustand?» Tatsächlich war gegen das Endchen Draht, das der Beamte in den Händen hielt, nichts einzuwenden. «Dieses Kabel», fuhr Teow weiter, «schnitt einer unserer Agenten von einer elektrischen Schwachstromleitung im Innern eines Straßenbahnwagens ab, von einer Leitung, die auf Ihre Anordnung hin durch eine neue ersetzt wurde. Das ist Sabotage, verbrecherische Verschleuderung von Material. Sie hassen unser Regime, und Sie arbeiten auf diese Weise gegen uns. Hier liegt der Beweis.»

Natürlich war die Anklage völlig haltlos. Ich hatte zwar tatsächlich angeordnet, daß, nachdem ein paar Unglücksfälle passiert waren, die alten, verfaulten und zerfasernden Kabel in einigen Tramwagen durch neue zu ersetzen seien, und ich hatte die Ausführung dieser Arbeit persönlich überwacht. Aber selbstverständlich findet man mit genügend schlechtem Willen auch beim miserabelsten Kabel von Zeit zu Zeit ein fünfzehn Zentimeter langes Stück, das unversehrt geblieben ist. Ich verlangte daher, man möge mir nachweisen, daß ich ein mindestens zehnmal so langes, gut erhaltenes Stück grundlos ersetzt hätte.

Foto: J. Tuggener

Entthronte Götter

(In der ehemaligen Tonhalle, Zürich)

Es war nicht möglich, und die Anklage wurde fallen gelassen. Aber ich war nun bereits kein unbeschriebenes Blatt mehr. Es folgte eine zweite Anklage, in der man mir vorwarf, aus Sabotageabsicht in einzelne Tramwagen schlechte Kugellager eingebaut zu haben. Wiederum enthielt der Vorwurf ein Körnchen Wahrheit, denn die Kugellager, die wir montiert hatten, waren tatsächlich nicht neu. Aber sie waren mit Abstand das Beste, was in jenen Monaten erhältlich war, und wir hatten sie mit dem Segen des kommunistischen Betriebsleiters der Firma angekauft.

Auch diese Anklage brach in sich zusammen. Ich sah jedoch jeden Tag deutlicher, daß ich auf die Dauer nicht bleiben konnte. Jede technische Anordnung, die ich traf, wurde von einem politischen Ausschuß einiger Kuli, von denen keiner ein Stück Kupfer von einem Stück Weißblech unterscheiden konnte, umgestoßen und anders bestimmt. Die politischen Gewerkschaften waren es auch, die festlegten, welches Material für die einzelnen Installationen verwendet werden sollte. Sie waren es, die darüber entschieden, ob eine Erneuerungsarbeit notwendig sei oder nicht. Es war eindeutig, daß die Kommunisten versuchten, den Ausländer, der aus seiner Abneigung gegen sie keinen Hehl machte, zu beseitigen.

Ich kündigte und bewarb mich gleichzeitig um das Ausreisevisum. Meine Vorgesetzten in der englischen Firma, in der ich arbeitete, waren keine Kommunisten, aber sie waren «Yes-men». Ihr Widerstandswille gegen das Regime zerfiel beim leisesten Druck wie ein giftiger Staupilz, in den man mit einem Spazierstock sticht. Sie gaben mir Bescheid, daß meine Kündigung zuerst vom kommunistischen «Amt für öffentliche Arbeiten» gutgeheißen werden müsse.

Der Einwand, daß ich für die Schanghai-Tram-Kompanie arbeite und nicht für die Kommunisten, half nichts. Meine Kündigung brachte mir den Besuch von Herrn Wang. Er war ein hundertprozentiger Kommunist und versah einen hohen Posten beim genannten Amt. Er wollte wissen, warum ich heimgehen wolle.

«Um meine Heimat zu sehen.»

«Warum wollen Sie ihre Heimat gerade jetzt sehen?»

«Ich dachte, es sei jetzt ungefähr Zeit dazu.»

«Es gefällt Ihnen also nicht bei uns, eh? Wir

behandeln Sie wohl nicht gut genug, eh? Sie hassen uns, nicht wahr? Haben die Nationalisten Sie besser behandelt? Oder haben Sie etwa ein schlechtes Gewissen und wollen sich aus dem Staube machen, bevor wir Ihnen auf den Sprung kommen?»

Ich hätte ihm am liebsten sein fettwangiges Gesicht zerkratzt, aber ich hielt an mich. «Ich bin ein Ingenieur», sagte ich, «nicht ein Politiker. Die Nationalisten ließen mich meine Arbeit tun, ohne sich einzumischen.»

Einen Monat später erfuhr ich zunächst durch meinen Arbeitgeber, mein Ausreisegesuch könne bewilligt werden.

Katz-und-Maus-Spiel, ich war die Maus

Den ersten Dämpfer erhielt meine Freude an der mir angekündigten Ausreiseerlaubnis, als ich sah, daß meine Arbeitgeber auf Betreiben der Kommunisten mir meine verbleibenden Lohnansprüche kürzten und sich weigerten, mir Referenzen zu geben.

Um das Ausreisevisum zu erhalten, mußten meine Frau und ich auf dem zentralen Polizeiposten vorsprechen, wo wiederum das übliche Frag-und-Antwort-Spiel anhub.

«Haben Sie schon eine Stelle in der Schweiz?»

Ich hatte natürlich keine. (Ich habe noch heute keine, die mich befriedigt.) «Selbstverständlich!» log ich.

«Wo?»

«Bei einer der größten Elektrofirmen des Landes.»

«Wie heißt die Firma?»

Das einzige, was mir im Augenblick einfiel, war «Brown Boveri».

«Wie haben Sie diese Stelle erhalten?»

«Durch Bekannte.»

«Haben Sie schon eine Wohnung?»

«Nein, ich werde im Hotel wohnen.»

«In welchem Hotel?»

«Hotel de la Ville», sagte ich, ohne mich zu besinnen, und meine Augen folgten der Feder des hohen kommunistischen Beamten, der alle meine Angaben genau aufschrieb.

«Wo ist dieses Hotel?»

«Es ist in der Nähe des Bahnhofes.»

Die Befragung fand an einem Donnerstag statt. Am Samstag der folgenden Woche stürzten wir uns voll Spannung auf die Zeitung. Jeden dritten Samstag wurden nämlich in den

kommunistischen Blättern die Namen jener 65 Ausländer veröffentlicht, denen die Ausreise aus Schanghai bewilligt worden war.

Unsere Namen waren dabei. Dies bedeutete, daß wir nach drei Tagen die ersten Visa abholen konnten und dann das Land innert dreißig Tagen zu verlassen hatten. Und tatsächlich erhielten wir am folgenden Dienstag unsere Ausreisepapiere.

Es war der 18. Dezember 1951. Wir verkauften — zu einem Schundpreis — unsere Wohnung und unsere Möbel. Es fehlte uns jetzt nur noch das Visum für die Strecke von Schanghai nach Kanton, welches man jeweils 48 Stunden vor der Wegreise abholen konnte.

Frohen Mutes sandten wir all unsere verbleibende Habe in vier riesigen Koffern nach Hongkong. Es war warmes Wetter, und wir behielten nichts zurück als die Kleider auf unserm Leibe und ein kleines Handkofferchen, das die Zahnbürste und ein paar weitere Dinge enthielt.

Als ich das letzte Visum beziehen wollte, hieß es: «Kommen Sie am Nachmittag wieder.» Am Nachmittag kam ich wieder, und man

wies mich in Büro Nummer 5, ins Polizeiinspektorat. Der Beamte sagte lediglich zwei Sätze: «Wir geben Ihnen Bericht, wenn Sie Ihr Visum abholen können. Das wäre alles, danke.»

Über die Gründe, warum ich zurückgehalten wurde, war nichts zu erfahren, weder bei irgendeiner Amtsstelle noch bei meinen Arbeitgebern.

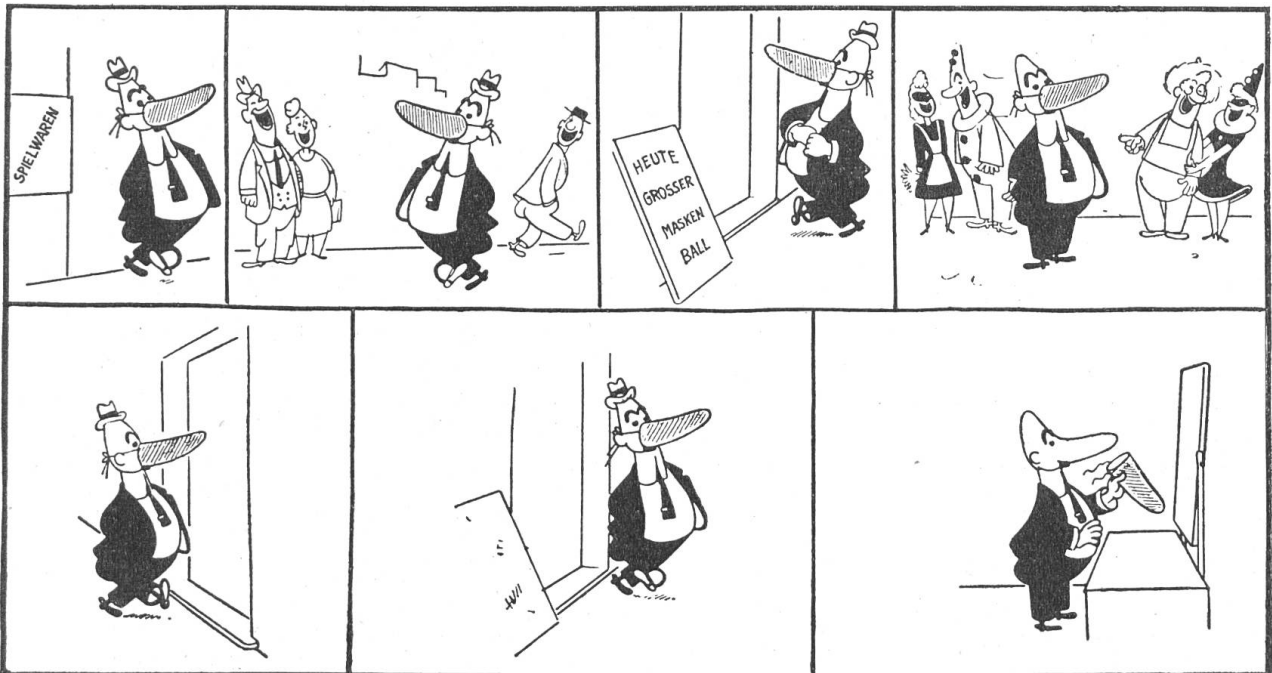
Da standen wir also, meine Frau und ich, mit unsern Handkofferchen und warteten auf den versprochenen Bericht. All unsere Habe war in Hongkong, die Wohnung war verkauft, meine Stelle sowie diejenige meiner Frau waren aufgegeben. Wir warteten. Vier Tage, dreizehn Tage, fünfundzwanzig Tage.

Nach einem Monat rief man mich. Der Mann, der mich empfing, war mein alter Widersacher, Oberst Teow, eine ekelerregende Person mit wulstigem Gesicht und fingerdicken Brillengläsern.

«Sie möchten gerne in die Schweiz zurückkehren, nicht wahr. Ich bin der Mann, der Sie gehen lassen kann. Braucht nur einen Federstrich. Aber vielleicht könnten Sie mir



Von Stufe zu Stufe



vorher noch einen Gefallen erweisen. Hier ist Tinte und ein Blatt Papier. Schreiben Sie mir die Namen aller Fremden in Ihrem Geschäft auf, die je ein Geschenk annahmen.»

«Mr. Teow, ich bin ein Ingenieur, nicht ein Detektiv. Wenn Sie diese Namen erfahren wollen, so haben Sie, denke ich, Agenten genug, die sie Ihnen besorgen können.»

«Ach so, nun gut. Ich dachte, Sie möchten gerne in die Schweiz. Was macht es Ihnen aus? Sie erstellen mir die Liste, und in drei Tagen schwimmen sie bereits auf allen Meeren. Sie gehen jetzt nach Hause und überlegen es sich. Mag sein, daß Sie wieder von uns hören.»

Drei lange Wochen verstrichen. Wir mußten im Hotel wohnen, wir hatten kein Einkommen mehr, die notwendigsten Dinge, welche sich in unsern Koffern in Hongkong befanden, mußten wieder angeschafft werden. Unsere Ersparnisse schmolzen dahin.

Nach drei Wochen saß ich Oberst Teow aufs neue gegenüber. «Möchten Sie noch immer in die Schweiz? Haben Sie es sich überlegt? Schreiben Sie die Namen der Geschenkeempfänger auf und unterschreiben Sie! Hier ist das Visum. Drei Minuten nachdem ich Ihre Liste habe, wird es in Ihren Händen liegen.»

Ich lehnte ab. Oberst Teow verließ das Zimmer und zog langsam die Tür hinter sich zu.

Hier ist wohl der Platz, um beizufügen, daß ich mich nicht als Held und Märtyrer fühle. Mein Entschluß, den Kommunisten keine Judasdienste zu leisten, wurde dadurch erleichtert, daß ich ihnen nicht traute. Wo gemeine Erpresser würgen, hilft man sich selten, wenn man das geforderte Lösegeld bezahlt.

Mit größerem Geschütz

Die chinesischen Kommunisten hatten häufig in einer einzigen Nacht Tausende ihrer Feinde niedergemacht, so daß sich die Flüsse Schanghais vom Blute gerötet hätten, wie einst das Wasser des Greifensees, wenn man die Hinrichtungen wie dort am Rande der Gewässer vorgenommen hätte.

Ich kann darum den Leser begreifen, der sich fragt: «Wieso machte denn diese selbe Regierung mit einem einzigen Herrn Harry Suter, gebürtig aus Büren im Kanton Bern, der ihr nicht genehm war, ein derart langes Hin und Her?»

Vor allem aus einem Grunde: Ich hatte inzwischen meine Angelegenheit in andere Hände gelegt. Ich hatte dem schweizerischen Konsul in Schanghai, Herrn Koch, meinen Fall dar- gelegt.

Die Schweiz ist ein kleines Land. Als mein Schutzstaat aber erwies sie sich als Großmacht. Die Hoheit des weißen Kreuzes im roten Feld war es, die mich vor dem Zugriff der kommunistischen Würger bewahrte. Der Schweizer Konsul in Schanghai hatte einen äußerst deutlichen Brief an unsern Gesandten in Peking geschrieben, und dieser muß persönlich interveniert haben.

Auf alle Fälle besaßen die Kommunisten Weisungen, mich gehen zu lassen. Aber natürlich waren sie entschlossen, zum Schluß noch mit größerem Geschütz aufzufahren, um in den Besitz der gewünschten Liste zu gelangen.

In den letzten paar Wochen vor der Ausreise — ich wußte selbstverständlich in jenen Tagen nicht, daß es die letzten paar waren — wurde ich jeden vierten Tag auf das Amt bestellt. Zuerst ließ man mich einen halben Tag lang warten, dann folgten die drei bis vier Stunden dauernden Verhöre. Sie vollzogen sich stets gleich: Im Raum saßen etwa fünf Beamte und ich. Sie wiesen auf die riesigen, prall gefüllten Dossiers hin, die vor ihnen lagen, und sagten: «Wir haben all dieses belastende Material gegen Sie. Wir könnten Sie verurteilen. Aber wir tun es nicht, weil wir die chinesisch-schweizerischen Beziehungen nicht trüben wollen. Das einzige, was wir von Ihnen verlangen, ist, daß Sie uns die gewünschte Liste schreiben.»

Die Sitte, daß sehr viele Chinesen den Europäern zu Weihnachten oder bei andern Gelegenheiten Geschenke überreichten, geht natürlich auf jene Tage zurück, wo alle Europäer noch ziemlich großen Einfluß hatten und man sich ihnen in günstige Erinnerung rufen mußte. Diese kleinen Gaben hatten ebenso wenig den Charakter von Schmiergeldern wie die Agenden, Kalender und kleinen Geschenkartikel, welche die Geschäftsleute in der Schweiz an ihre besten Kunden versenden. Erst die Kommunisten brachten es fertig, diese harmlosen Gesten in raffiniert berechnete Bestechungsversuche umzubiegen.

Warum war das Verzeichnis der Geschenkeempfänger so wichtig? Darum, weil es den Kristallisationskern bilden sollte, an dem sich

das weitverzweigte Gebilde unzähliger neuer Prozesse niederschlagen konnte.

Die letzte Verhandlung dauerte sechs Stunden. Sie unterschied sich von den übrigen nur durch die gesteigerte Intensivität, mit der mir die Fragen und Beschuldigungen von allen Seiten an den Kopf geschleudert wurden. Sie endete damit, daß Oberst Teow mir die Hand über den Tisch hin entgegenstreckte und sagte: «Wir müssen als Freunde voneinander Abschied nehmen. Ich habe nur meine Pflicht getan. Hier ist Ihr Visum.»

Noch heute spüre ich in meinen Fingern die Abneigung, die ich empfand, als ich ihm die Hand drückte.

Sklavenlos

Auf der Heimreise gruben meinem Gedächtnis sich Bilder ein, die, solange ich lebe, nicht mehr verblassen werden.

Wir fuhren mit der Bahn von Kanton nach Kaulun. Fruchtbare Bauernland säumt dort den Schienenstrang.

Aber die Bauern, die dort wohnen, «sie genießen nicht den Segen, den sie pflanzen». Sie hatten sich der kommunistischen Regierung widersetzt, und die kommunistische Regierung hatte sie zu Sklaven gemacht.

Ich sah, wie Gruppen von etwa zwölf Bauern, darunter viele halbwüchsige Burschen und Mädchen, an Eisenketten gefesselt, von einem roten Sklavenschinder zur Feldarbeit getrieben wurden. Auf dem Arbeitsplatz löste man die Fesseln und wies jedem eine bestimmte Arbeit zu. Wer die Arbeit nicht zu leisten imstande war, bekam nichts zu essen. Abends fesselte man die Menschen aufs neue und trieb sie ins Lager.

Meilenweit bot sich vom Schiffe aus derselbe erbarmungswürdige Anblick: Ausgehungerte knochige Gestalten, die, in Lumpen gehüllt, unter der Peitsche eines weißgekleideten Kommunisten die Felder bebauten, welche ihre Ahnen Jahrhunderte und Jahrtausende vor ihnen bebaut hatten.

Fast alle dieser Bauern, deren Menschenwürde mit Füßen getreten wurde, machten

einen müden, beinahe ergebenen Eindruck. Keiner war unter ihnen, dem man die Kraft zutraute, die Tat des Spartakus zu wiederholen.

Abends wollte ich meiner Frau im Speisewagen ein Glas warmes Wasser besorgen und durchschritt den Zug, der durch die dämmerige Landschaft brauste. Ein Chinese hatte sich in die schwach erleuchtete Ecke des Ganges eines Eisenbahnwagens gedrückt. Als er mich bemerkte, zuckte er zusammen und barg etwas in den Falten seines Kleides.

Ich kam mit ihm ins Gespräch. Was er vor mir versteckt hatte, war ein Lehrbuch der englischen Sprache; denn es war den Chinesen verboten, Englisch zu lernen. Wer den Wunsch hatte, sich in einer fremden Sprache auszubilden, mußte Russisch wählen.

Doch dieser chinesische Arbeiter wollte von der Sprache jenes Landes, aus dem seine Unterdrücker kamen, nichts wissen. Er lernte Englisch, weil er hoffte, daß die Tage der Roten Herrschaft in China vorübergehen und eine neue Zeit anbreche, in der ihm seine Englisch-Kenntnisse zustatten kämen.

Nachdem ich meiner Frau das Glas Wasser gebracht hatte, kehrte ich zu ihm zurück, um noch weiter mit ihm zu sprechen. Er klagte über die schlechte Nahrung und die hohe Arbeitszeit, welche die Kommunisten jetzt, nachdem sie den Arbeitern nicht mehr schmeicheln mußten, verlangten. Vor allem beschwerte er sich bitter darüber, daß er und seine Freunde keine einzige Minute mehr für sich selbst haben, da jegliche Freizeit in den kommunistischen Versammlungen verbracht werden mußte. Er erzählte mir, daß die Hoffnung, Tschiangkaischek möge mit amerikanischer Hilfe auf dem Festlande Fuß fassen, ihn und seinen Bekanntenkreis beseele.

Ich bin überzeugt, daß Hunderttausende von Chinesen diese Hoffnung teilen. Sie hassen die roten Unterdrücker und ersehnen den Tag, wo sie von ihrer Herrschaft befreit werden.

Ihnen allen fühle ich mich verbunden. Ich reiche ihnen im Geiste die Hand und gelobe ihnen, daß ich, wohin immer das Schicksal mich verschlagen wird, den Kampf gegen die ruchlosen kommunistischen Zertrümmerer aller Menschenwürde weiter führen werde.